



Esteban hatte sich als junger Mann ein anderes Leben erträumt, ist aber in der Familienschreinerei hängengeblieben. Anders als sein sozialistisch strenger Vater will er wie alle anderen auch sein Stückchen vom großen Immobilienkuchen. Und als sein Vater alt und nicht mehr handlungsfähig ist, investiert er das im Familienbetrieb erarbeitete Geld in eine Baufirma. Doch die Firma geht pleite und mit ihr die Schreinerei. Insolvenz, die Mitarbeiter stehen auf der Straße, auch die kolumbianische Pflegerin des alten Vaters kann nicht mehr bezahlt werden. Doch Esteban ist auch mit siebzig noch ein vitaler Mann. Und er ist Realist. Eine Perspektive für die Zukunft sieht er nicht – und zieht die Konsequenzen.

RAFAEL CHIRBES wurde 1949 in Tabernas de Valldigna in Südspanien geboren. Er verließ früh den Ort seiner Kindheit und lebte u.a. in Salamanca, Madrid und Barcelona, später einige Zeit in Paris und Marokko. Er studierte Neuere Geschichte und interessierte sich für Film, Malerei und Architektur. Er arbeitete zunächst als Literatur- und Filmkritiker für verschiedene Zeitschriften. Wenn Chirbes nicht auf Reisen unterwegs war, lebte er in einem Dorf zwischen Valencia und Alicante. 2015 verstarb er in seinem Geburtsort.

Rafael Chirbes

# AM UFER

Roman

*Aus dem Spanischen  
von Dagmar Ploetz*

**btb**

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
»En la orilla« bei Editorial Anagrama, Barcelona



*Die Veröffentlichung dieses Buches erfolgte mit  
freundlicher Unterstützung des Ministerio de  
Educación, Cultura y Deporte de España*



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2016,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2013 by Editorial Anagrama, Barcelona

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by

Verlag Antje Kunstmann GmbH, München

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München

Umschlagabbildung: Michael Trevillion/Trevillion Images

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74910-2

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](https://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

*F...tez comme des ânes débâtés; mais permettez-moi que je dise le mot f...tre; je vous passe l'action, passez moi le mot.*

DIDEROT, Jacques le fataliste et son maître



I  
DER FUND





26. Dezember 2010

AHMED OUALLAHI IST DER ERSTE, der das Stück Aas sieht.

Seit Esteban die Schreinerei geschlossen hat, vor gut einem Monat, geht Ahmed jeden Nachmittag in La Marina spazieren. Sein Freund Raschid nimmt ihn im Auto bis zu dem Restaurant mit, in dem er als Küchenjunge arbeitet, und von dort aus läuft Ahmed zu Fuß ans andere Ende der Sumpflagune, wo er seine Angelrute aufstellt und das Netz auswirft. Er fischt gerne im Sumpfland, fern von Gaffern und Polizisten. Wenn um halb vier die Restaurantküche schließt, macht sich Raschid auf die Suche nach ihm, und dann essen sie zusammen im Schatten des Röhrichts an einem auf dem Gras ausgebreiteten Tischtuch. Freundschaft verbindet sie, aber zugleich erweisen sie sich gegenseitig einen Dienst. Denn sie teilen sich die Benzinkosten für Raschids alten Ford Mondeo, ein Schnäppchen für knapp tausend Euro, das sich als Reinfeld erwies, weil der Ford, sagt Raschid, das Benzin so gierig säuft wie der Deutsche sein Bier. Von Misent bis zu dem Restaurant sind es fünfzehn Kilometer, hin und zurück schluckt das Auto also drei Liter. Bei fast 1,30 pro Liter heißt das vier Euro täglich allein an Kraftstoff, also hundertzwanzig im Monat, abzuziehen von knapp tausend Euro Lohn, das ist die Rechnung, die Raschid für Ahmed aufmacht (wahrscheinlich übertreibt er ein bisschen), derzufolge dieser dem Freund zehn Euro die Woche für Fahrtkosten hinblättert. Fände er wieder Arbeit, würde er den Führerschein machen und sich einen eigenen Wagen leisten. In der Krise findet man leicht Gebrauchtwagen und Lieferautos zum Spottpreis, wobei offenbleibt, welche Macken sie haben, Autos, die abgestoßen werden mussten, bevor

die Bank sie holte, Kleintransporter von Firmen, die pleitegingen, Caravans, Lieferwagen: Schnäppchenzeit für diejenigen, die im Abschwung noch ein paar Euros investieren können. Du weißt natürlich nie, was für böse Überraschungen dich erwarten: unmäßiger Benzinverbrauch, Ersatzteile, die binnen kurzer Zeit fällig werden, Extras, die schon kaputt sind, wenn man sie einmal scharf anschaut. Das Billige kommt manchmal teuer, knurrt Raschid, während er auf das Gaspedal tritt. Das war jetzt ein halber Liter. Er beschleunigt erneut. Noch ein halber Liter. Sie lachen. Die Krise macht sich überall bemerkbar. Nicht nur bei denen ganz unten. Auch die Firmen gehen pleite oder krepieren herum. Raschids Bruder arbeitete für einen großen Baumarkt mit sieben Lastern und ebenso vielen Fahrern. Das war vor vier Jahren. Heute sind alle gekündigt, und die Laster stehen auf dem asphaltierten Parkplatz hinter dem Lager. Fällt ein Transport an, heuert man stundenweise einen selbständigen Fahrer an, der die Arbeit mit seinem eigenen Laster erledigt, bar bezahlt wird, soundsoviel die Stunde, soundsoviel der Kilometer, und danach belauert dieser Fahrer wieder däumchendrehend sein Handy, bis zum nächsten Auftrag. Ahmed und Raschid überlegen sich, ob das nicht ein Geschäft wäre, gebrauchte Autos zu kaufen und in Marokko wieder zu verkaufen.

Das Restaurant, in dem Raschid arbeitet, liegt am Ende des Boulevards von La Marina, eigentlich eine Landstraße, die parallel zum Strand hinter der ersten Gebäudereihe verläuft und sich von Misent aus etwa zwanzig Kilometer erstreckt, durch die Siedlungen bis hin zum ersten Ablaufkanal des Sumpfgeländes. Ahmed wandert dann etwa einen Kilometer den Straßengraben entlang, bis er zu seinem Angelplatz kommt. Er hat die Rute geschultert, das Netz um den Bauch unter die Jacke des Trainingsanzugs gebunden, und auf dem Rücken trägt er eine Art Kiepe. Vor drei Jahren gab es auf dieser Strecke noch unzählige Baustellen. Auf beiden Seiten der Landstraße lagen zahllose Schutthaufen, dahinter Bauten in unterschiedlichen Stadien. Da waren die Leergrundstücke, auf denen sich die

Baumaschinen erst sammelten; auf anderen rissen die Bulldozer den Boden auf und förderten rötlichen Schlamm; dann wieder füllten Betonmischmaschinen gerade die Fundamente auf, da waren Pfeiler, aus denen Armierreifen ragten, Streben und Eisengitter, daneben Paletten mit Ziegelsteinen, Sandhaufen, Zementsäcke. Überall waren Maurerkolonnen unterwegs. Auf einigen Grundstücken war der Bau selbst beendet, doch noch von Gerüsten bedeckt, auf denen Maler herumwieselten, während gleich nebenan Trupps in der Erde wühlten, Gärten anlegten und Bäume pflanzten – alte Ölbäume, Palmen, Pinien und Johannisbrotbäume –, dazu jene Büsche, die in den Reiseführern als typisch für die ornamentale mediterrane Flora beschrieben werden: Oleander, Jasmin, Geißblatt, Nelken, Rosen, sowie Beete mit aromatischen Kräutern: Thymian, Oregano, Rosmarin, Salbei. Das Netz der kleineren Landstraßen in der küstennahen Zone hatte den ständigen Verkehr der Laster zu ertragen, die all die Palmen, dicken Johannisbrotbäume und hundertjährigen Olivenbäume heranschafften, die kaum in die riesigen Transportkübel passten. Die Luft war erfüllt vom metallischen Kreischen jener Lastwagen, die Materialien, Selbstlader, Schuttcontainer ankarrten, und dem Getöse der Tieflader mit den Löffelbaggern und den Betonmischmaschinen. Das Ganze vermittelte den Eindruck eines emsigen Bienenhauses.

Heute, an diesem sonnigen Morgen, wirkt alles ruhig und einsam, kein Kran durchbricht die Linie des Horizonts, kein metallisches Kreischen durchdringt die Luft, kein Pfeifen, kein Hämmern belästigt das Ohr. Als sie zum ersten Mal, nachdem Ahmed arbeitslos geworden war, zusammen im Auto fahren und Ahmed sagte, er begleite ihn zum Restaurant, weil er bei den Bauten in La Marina Arbeit suchen wollte, lachte sein Freund nur. Arbeit? Du könntest allenfalls als Totengräber für die Selbstmörder arbeiten, spottete Raschid. *Ma keinch al jadima. Oualó.* Es gibt keine Arbeit, nichts. Keine einzige Baustelle in La Marina, nicht mal eine halbe. In den guten Zeiten ließen sich dort die Hilfsarbeiter den Wochenlohn

auszahlen und tauchten nicht mehr vor Ort auf, weil man ihnen woanders bessere Konditionen geboten hatte. Jetzt hängen an den Balkonen abwiegeln Schilder. Jemand, der Arbeit sucht, ist zum lästigen Insekt geworden. ALLE STELLEN FÜR GÄRTNER- UND INSTANDHALTUNGSARBEITEN BESETZT. WIR SUCHEN KEIN PERSONAL. ANFRAGEN UNERWÜNSCHT steht auf dem Schild an dem Apartmentgebäude neben dem Restaurant. Allenthalben die roten oder schwarzen Lettern: ZU VERMIETEN ZU VERKAUFEN FREI ZU VERMIETEN MIT KAUFPTION EINMALIGE GELEGENHEIT VIERZIG PROZENT RABATT, darunter jeweils eine Telefonnummer. Im Radio reden sie Morgen für Morgen von der geplatzten Immobilienblase, von der galoppierenden Staatsverschuldung, von Risikozuschlägen, dem Zusammenbruch der Sparkassen, von notwendigen Kürzungen im Sozialbereich und Reformen im Arbeitsrecht. Das ist die Krise. Die Zahl der Arbeitslosen in Spanien übersteigt 20 Prozent und kann im nächsten Jahr auf bis zu 25 Prozent steigen. Viele der Migranten leben von Arbeitslosenunterstützung, wie bald auch er, vermutlich in ein paar Tagen, im Arbeitsamt war ihm, nachdem er etliche Formulare ausgefüllt und mehrmals Schlange gestanden hatte, gesagt worden, bis zur ersten Rate werde es noch ein Weilchen dauern. Vor fünf oder sechs Jahren hatte jedermann Arbeit. Der ganze Bezirk eine einzige Baustelle, es sah so aus, als werde kein Zentimeter Grund unbetoniert bleiben. Heute hat die Landschaft etwas von einem verlassenem Schlachtfeld oder einem Waffenstillstandsgebiet. Der Boden mit Unkraut bedeckt, Orangenhaine, die zu Bauland wurden; ungepflegte Obstbäume, viele von ihnen verdorrt; Gartenmauern, die Stücke von Nichts umschließen. Als er nach Spanien, in diese Gegend kam, waren die meisten Hilfsarbeiter am Bau seine Landsleute – auch er fand dann seine ersten Jobs auf Baustellen; später tauchten die Ecuadorianer, Peruaner, Bolivianer und Kolumbianer auf. Jetzt gehen die Marokkaner nach Frankreich, nach Deutschland, und die Lateinamerikaner kehren in ihre Länder zurück, obwohl sie inzwischen die be-

liebtesten Arbeitskräfte sind. Die Unternehmer vertrauen ihnen schon von der Sprache, der Religion und Mentalität her. Dazu kommt, dass seit 2004, seit den Attentaten von Madrid, jeder Verdacht weckt, der aus Marokko kommt (die Mehrzahl der mutmaßlichen Bombenleger waren ja auch Marokkaner) oder etwas mit Islam oder Islamismus zu tun hat. Ahmed meint, dass die Marokkaner selbst dazu beitragen, dieses Misstrauen zu vertiefen und alles schwieriger zu machen. Seine Freunde unter den Maurern, die noch vor ein paar Jahren mit den spanischen Kollegen aus der Kolonne tranken, rauchten und den Joint teilten, erklären sich heute als praktizierende Moslems, weisen gekränkt die Literflasche Bier zurück, die bei der Mittagspause umgeht, und kommen nach Feierabend nicht in die Bar. Sie kommen auch nicht zum Betriebsessen oder verlangen ein Halal-Menü. Einige fordern, dass die Arbeitszeiten dem Ramadan angepasst werden. Hamak und Jamak. Esel und Irre, nennt Ahmed sie. Mohren und Christen kommen nur in Kontakt, um auszumachen, wer wen in den Arsch fickt. Sonntagnachmittags, wenn die Straßen von Olba leer sind, weil die Leute beim Familienessen oder am Strand sind, laufen die Marokkaner allein auf und ab, setzen sich auf die Poller des Bürgersteigs oder auf die Leitplanke der Landstraße nach Misent. Ahmed streitet sich mit seinen Landsleuten, die im Ramadan von den Vorarbeitern fordern, dass die Mittagspause ausgelassen und dafür früher Schluss gemacht wird. Ihr Scheißmarokkis seid verrückt, hatte sich einer der Zuständigen beschwert, als Ahmed eine Partie Türen bei der Baustelle von Pedrós abladen wollte. Ich geh selbst nicht zur Messe, will von den Pfaffen nichts wissen, und jetzt verlangt ihr von mir, dass ich im Ramadan faste. Was sag ich dem Kranführer, dem Baggerfahrer oder Betonmischer? Sie sollen nichts essen, schließlich kriegen sie ja abends was zu Hause? Sie sollen keinen Tropfen, nicht einmal Wasser, trinken, während sie in praller Sonne bei weit über dreißig Grad und siebzig Prozent Luftfeuchtigkeit schuften? Ahmed diskutiert mit seinen Kumpels. Als ob die Nasranis uns nicht schon genug auf

dem Kieker hätten und ihr euch wünschen würdet, dass sie uns endlich zum Teufel schicken, sagt er zu Abdelhak, der die anderen Freunde in der Wohnung überredet hatte, nicht mehr mit den Spaniern Bier zu trinken; meidet die Unreinen, sagte der. Wenn er sich aufregte, versicherte er, der Tag werde kommen, an dem sie sähen, welche Farbe das Blut aus dem Hals der Nazarenerschweine habe. Sie brauchen uns, argumentierte Abdelhak, und solange sie uns brauchen, müssen sie uns ertragen, und wenn sie uns nicht mehr brauchen, schütteln sie uns ab, auch wenn wir noch so sehr ihr Vater unser beten und den Daumen beim Kreuzschlagen von der Stirn zur Brust springen lassen.

Abdelhak hatte die Bomben von Atocha gefeiert. Sagte, Allahs Antlitz sei nun deutlicher am Himmel zu erkennen. Er machte seine Waschungen, betete Richtung Mekka und bereitete sich ein Lamm-Mechoui, das er in eine weiße Gandora gekleidet verspeiste. Alles sehr zeremoniös: Er feierte die Märtyrer und die Rache. Schaut es euch an, sagte er mit Blick auf den Fernsehschirm, während er an der Haschischzigarette saugte, da fließt es, das ungläubige Blut. *Bismillah*. Im Fernseher war verbogener Stahl zu sehen, Gestalten, die herumtapsten, die blutigen Hände vor dem Gesicht. Wenn Ahmed mit Raschid allein war, schimpfte er auf Abdelhak: Siehst du? Die Nasrana brauchen uns nicht mehr, also werden sie zuallererst auf die verzichten, die ihnen das Leben schwer machen. Da behalten sie lieber die Kolumbianer und Ecuadorianer. Abdelhak lässt doch blasphemische Sprüche ab. Wie kann jemand behaupten, Allahs Antlitz zu erblicken? Das ist die größte Blasphemie, die ein Moslem von sich geben kann. Aber Abdelhaks Augen leuchten auf, als sähe er es tatsächlich. Ein wildes, zufriedenes Gesicht. Er redet genau wie einer dieser fanatischen Prediger, Propheten der Rache: Heute trampeln die Nazarener auf uns herum, wir putzen ihre vollgeschissenen Klosetts, servieren ihnen in den Bars ihre ekelhaften Weine, bauen ihnen ihre Häuser, in denen sie Unreines essen und ohne Waschungen vögeln, sich den Samen nicht von der Vorhaut

spülen, und unsere Frauen machen ihre Betten, ziehen die unreinen Laken glatt, doch der Tag ist nah, da wir sie mit einer Kette um den Hals auf allen vieren spazieren führen. Sie werden vor unseren Haustüren bellen, als das, was sie sind: Hunde. Und sie werden es sein, die mit ihrer Zunge unsere Pantoffeln polieren. Sie haben unsere muslimischen Brüder in Schiffen nach Amerika gebracht, mit Stricken gefesselt, angekettet, in Käfigen, wie sie die Pferde transportierten und die Ziegen, Hühner und Schweine. Die schwarzen Muselmänner waren für die weißen Yankees nichts als Arbeitstiere. Es kommt die Stunde, da wir beweisen werden, dass wir Männer sind, die für das Ihre zu kämpfen wissen. Ahmed hält dagegen: Gibt es etwa keine reichen Muslims? All diese Scheichs am Golf. Und sind die reichen Muslime nicht noch schlimmer als die reichen Christen? Im Übrigen waren die Sklavenjäger in Afrika meistens Araber. Muslime, die Muslime zu Sklaven machten. Abdelhak schüttelt den Kopf, empört sich: Alles Lügen der Ungläubigen. Ahmed hat Fernsehberichte darüber gesehen, er weiß, dass es wahr ist. Von einem Ende Afrikas zum anderen waren die arabischen Menschenfleischhändler gefürchtet, ebenso wie in Indien, Indonesien und im südlichen China. Denen war egal, welche Religion die Eingefangenen hatten, egal ob sie Christen, Muslime, Animisten, Hindus oder Buddhisten waren, jegliches Fleisch war gut, um damit die Käfige in den Lagerräumen der Schiffe zu füllen. Und was sagst du zu den osmanischen Khediven? Die waren beim Foltern noch brutaler als die Christen. Und was ist mit unseren Königen? Sind wir nicht hier, weil der verstorbene Hassan und dessen Sohn Mohamed, mitsamt Familie, uns vertrieben haben? Wir dienen den Christenhunden, weil unsere Hunde noch tollwütiger sind, uns die Zähne noch tiefer ins Fleisch schlagen. Hier behandelt man uns wie Dienstboten, daheim hat man uns wie Sklaven behandelt. Die Menschen, die menschliche Gattung, alles derselbe Dreck, egal an welchen Gott sie glauben oder zu glauben vorgeben. Wir alle kommen aus einer Möse. Du glaubst doch nicht, dass Allah die reichen Säcke aus Fez

oder Marrakesch segnet, die mit großem Tamtam aus Mekka zurückkehren, ein Hupkonzert mit ihrem importierten Mercedes veranstalten, nur damit alle mitbekommen, dass sie sich die Pilgerschaft haben leisten können und sich von nun an Hadschi nennen dürfen? Glaubst du etwa, dass die besser dem Koran genügen? Weil sie sieben Mal die Kaaba umrunden haben, sieben Mal über die Hügel von Al-Safa und Al-Marwa gelaufen sind und aus dem Brunnen von Zam Zam getrunken haben? Ich laufe siebzig mal sieben Mal am Tag von hier nach da, um mir mein täglich Brot zu verdienen. Und trinke das salzige Wasser aus dem Brunnen, in den mein Schweiß geflossen ist. Und diese da demütigen unsereins von ihrem Luxushotel in Mekka aus, behaupten, die besseren Muslime zu sein, nur weil sie die Reise zahlen können und wir nicht. Pilger in der ersten Klasse Boeing – und überzeugt davon, vor dir, der du ein armer Schlucker bist, ins Paradies zu kommen. Gibt es in Allahs Paradies etwa auch Reiche und Arme, Leute, die im Mercedes vorfahren, und andere, die für sie die Klosetts putzen? Was ist das für eine Scheißreligion? Und das soll der Islam sein? Ich wette drauf, Abdelhak, dass diese Pilger schneller in der Hölle landen als die Christen. Darauf kannst du Gift nehmen.

Ahmed hat sich gut einen Kilometer von der Stelle entfernt, wo Raschid ihn am Morgen abgesetzt hat. Zwei Nutten stehen an der Abzweigung zum Sumpf und schauen ihn argwöhnisch an, so kommt es ihm zumindest vor. Er weiß nie, ob ihn wirklich alle Welt scheel ansieht, weil er Marokkaner ist, oder ob er sich da nur selbst hineinsteigert und überall Misstrauen wittert. Er wird mit Raschid neben dem Weiher auf der Wiese essen, über die er gerade läuft. Bevor er von zu Hause weg ist, hat er Tee getrunken, Brot mit Öl gegessen, eine Tomate und eine Dose Sardinen; für den Tag hatte er zwei harte Eier, eine kleine Portion Saubohnen und panierte Lammkoteletts in eine Box gepackt, aber die Box hat er leider im Kofferraum von Raschids Auto vergessen (ich weiß nicht, warum du überhaupt etwas mitbringst, bewahr das doch fürs Abendessen auf, ich



hole etwas aus der Küche, gutes Essen, sagt Raschid immer wieder.) Das Restaurant, für das er arbeitet, steht in allen Reiseführern, es gehört zu den besten in Misent, aber Ahmed ekelt sich ein wenig vor diesem wer weiß wie geschlachteten Fleisch, er mag lieber das, was er sich beim Halal-Metzger kauft und selbst zu Hause zubereitet, er mag traditionelles Beldi-Essen, deshalb packt er sich jeden Tag etwas ein, auch wenn er dann doch das isst, was Raschid mitbringt. Heute vermisst er schon länger seine Lunchbox. Er hat Hunger, schaut auf die Uhr. Raschid wird wie immer ein paar Tupperwares mitbringen, darin einwandfreie Speisen, die den Gästen aber nicht mehr serviert werden dürfen, dazu Obst oder Gemüse, das er klaut oder das man ihm gibt, weil es einen kleinen Makel hat. Das Licht wird allmählich matter, brüchiges Winterlicht, das alles, was es berührt, vergoldet. Der Spätnachmittag bietet Sanftes: die Wasseroberfläche, das Schilf, die fernen Palmen, die Bauten, die er gerade noch in der Ferne sieht, alles wird nach und nach golden; sogar der Ausschnitt des Meeres, das er von einer Düne, die er hochgeklettert ist, betrachtet, zeigt sich nicht mehr intensiv blau, sondern irisiert ebenfalls honigfarben. Er zündet eine Zigarette an, um den Hunger zu betäuben. Er beschließt, die Zeit bis zur Rückkehr des Freundes zu nutzen, und geht, nachdem er die Zigarette ausgeraucht hat, zurück zu der Stelle der Lagune, wo er die sorgfältig mit Steinen gesicherte Angelrute hat stehen lassen. Er wirft das Netz, das er um den Bauch befestigt hatte, und betrachtet die spiegelnde Wasseroberfläche, auf der die Insekten mit ihren dünnen Beinchen geometrische Zeichnungen hinterlassen. In den Korb packt er zwei mittlere Meeräschen und eine eher kleine Schleie. Kein schlechter Tag, das Abendessen für heute ist gesichert.

Als er sich vorbeugt und wieder das Netz auswerfen will, hört er ein Bellen und Knurren: Nur wenige Meter weiter weg machen sich zwei Hunde ein Lumpenbündel streitig, bellen sich gegenseitig an. Ahmed hebt einen Stein vom Boden, schwenkt drohend die Hand, während er den Hunden mit der anderen den Stock zeigt, den er

stets dabei hat, wenn er ins Sumpfgelände geht. Die Hunde schauen nicht einmal zu ihm hin. Sie sind damit beschäftigt, sich anzuknurren, einander die Zähne zu zeigen. Er wirft den Stein. Das Geschoss trifft den Rücken des größeren Tiers, ein Deutscher Schäferhund mit verdrecktem Fell, bei dem man, als er den Kopf bewegt, ein Halsband blinken sieht: einer dieser Hunde, die von Touristen zu Ende der Saison zurückgelassen werden und dann monatelang verwildert herumstreunen, bis sie schließlich vom Tierfängerdienst eingesammelt werden. Als der Stein ihn trifft, winselt der Hund auf und entfernt sich hinkend, was der andere sogleich nutzt, um sich die umkämpfte Beute zu sichern und damit im Gebüsch zu verschwinden. Der Stein hat den Schäferhund am Rücken getroffen, aber der Hund hinkt nicht wegen dieses Schmerzes, sondern weil er mit dem einen verletzten und verkrusteten Hinterlauf nicht auftreten kann. Ahmed vermutet, dass er von einem Wagen angefahren oder in ein Fangeisen geraten ist, sich vielleicht auch in Stacheldraht verfangen hat. Er läuft schwerfällig, und zur Schwerfälligkeit kommt noch sein misstrauisches Verhalten. Während er sich entfernt, schaut er sich ein paar Mal um, als wolle er sich davon überzeugen, dass der Mensch nicht hinter ihm her ist und ihn auch nicht erneut strafen wird. Ein verschreckter, hinkender Hund, doch Ahmed fürchtet, dass er das Bild des Angreifers im blutunterlaufenen Spiegel seiner Augen bewahrt, warum sollte der Hund nicht auf Rache sinnen? Die demutsvolle Haltung straft die Angriffslust Lügen: Der Hund duckt den Kopf, während er mit seinem unregelmäßigen Trott wieder die Flucht aufnimmt. Die Haltung signalisiert Angst, Unterwürfigkeit, ein Tier, das man geschlagen hat, das man hat leiden lassen. Ahmed durchschauert ein Gefühl, in dem sich Mitleid mit Unbehagen mischt, Unbehagen vor etwas Trübem, auf das die Schwären und das Hinken verweisen. Da ist Ekel vor dem Schmutzigen, aber auch Angst vor Grausamkeit, vor der Grausamkeit eines rachsüchtigen Hundes und der Grausamkeit des Menschen oder der Menschen, die ihn malträtiert haben. Bei dem Tier sind Haut-

fetzen zu sehen, bloßgelegtes, blutverkrustetes Fleisch, Spuren, die auf alte entzündete Wunden hinweisen oder aber auf irgendeine Hautkrankheit. Der andere Hund, kleiner, aber gefährlicher aussehend, hat ein glänzend schwarzes Fell. In seiner Überraschung über die Reaktion des Schäferhundes auf den Steinwurf lässt er bei der Flucht ins Gebüsch das faulige Stück Fleisch, das er sich gerade geschnappt hat, fallen, holt es sich aber gleich wieder zurück. Er hält sich im Röhricht versteckt, nur der Kopf mit den aufmerksam funkelnden Augen schaut heraus, das Stück Aas hängt aus seiner Schnauze. Ahmed, der zu dem Bündel, um das sich die Hunde balgten, neugierig hingesehen hat, betrachtet es nun mit wachsendem Entsetzen, da er in der schwärzlichen Masse bekannte Formen wahrnimmt: Obgleich halb verwest und stellenweise vom Fleisch befreit, ist eine menschliche Hand zu erkennen. Die Neugier drängt ihn, weiter hinzusehen, den Ekel und den Schreck zu besiegen, die seinen Blick von diesem Ding abziehen wollen. Ahmed möchte zugleich sehen und nicht sehen. Er droht dem schwarzen Hund mit dem Knüppel, und der weicht ein Stück zurück. Das Tier knurrt, und obgleich es sich rückwärts ins Gesträuch bewegt, funkelt es ihn wütend an, lässt die Beute nicht los, es sind – jetzt ist sich Ahmed ganz sicher – die Überreste einer Hand. Genau in dem Augenblick, da er sich dessen, was er sieht, sicher ist, weicht sein Blick ab – wieder will er sehen und zugleich nicht sehen – zu ein paar im Schlamm halb versunkenen Haufen in mehreren Metern Entfernung, rechts von der Stelle, wo vorhin die Hunde waren. Die Haufen weisen ihn auf die Quelle des Gestanks hin, den er schon seit einer Weile in der Luft verspürt und den er jetzt umso intensiver wahrnimmt. Zwei der Haufen, die halb im Wasser liegen und mit einer Schlammkruste bedeckt sind, lassen menschliche Umrisse erkennen. Der dritte könnte zu einem versehrten Körper gehören oder aber zu einem, der halb im Sumpf versunken ist, es könnte sich aber auch um einen Tierkadaver handeln, einen Hund, ein Schaf, ein Schwein. Sobald er die Leichen als solche erkannt hat, weiß Ahmed,

dass er sofort von hier verschwinden muss. Dies gesehen zu haben macht ihn zum Komplizen von etwas, durchdringt ihn mit Schuld. Sein erster Impuls ist wegzurennen, das würde ihn aber noch verdächtiger machen: Er beginnt, zügig zu gehen, streift die Schilfblätter beiseite, die ihm ins Gesicht schlagen. Immer wieder schaut er nach rechts und links, ob da jemand ist, der ihn gesehen haben könnte, aber er entdeckt niemanden. Es ist unwahrscheinlich, hier auf einen jener englischen oder deutschen Touristen zu stoßen, die am Rande der Landstraße walken, überzeugt davon, etwas für ihre Gesundheit zu tun, während sie all den Dreck schlucken, der aus den Auspuffen von Autos und Lastern quillt; man wird auch kaum einer der mageren Gestalten begegnen, die eher an Junkies als an Sportler erinnern und auf den Pfaden entlang der Wassergräben und Orangenhaine joggen: Diese ganze Fauna, die durch die Plantagen streift und sich dabei verschiedener Varianten der Fitness-therapie befleißigt, kommt nicht ins Sumpfgelände.

Er entfernt sich in aller Eile, kann aber nicht der Versuchung widerstehen, noch ein paar Mal auf das verwesene Stück Fleisch zurückzublicken, Sehnen und Knochen, mit denen der schwarze Hund wieder hingebungsvoll herumspielt, unter den Augen des Schäferhunds, der nach seiner kurzen Flucht zurückgekehrt ist und ihn aus wenigen Metern Entfernung beobachtet. Ahmed schaut aber vor allem zu den schlammbedeckten, halb im Wasser versunkenen Haufen hinüber. Bei seiner überstürzten Flucht bleibt ihm dennoch Zeit, hinter einer der Dünen und halb vom Gesträuch verdeckt die ausgebrannten Reste eines Wagens zu entdecken, was das plötzlich Unheimliche des Orts noch verstärkt. Ihm stockt der Atem. Er schnappt nach Luft, spürt das schnelle Pochen in der Brust, in den Schläfen, an den Handgelenken, ein Summen im Kopf. Irgendwann mal hat Esteban ihm erzählt, dass Verbrecher in den zähen Wassern des Sumpfs die Waffen versenken, mit denen sie eine Straftat begangen haben. Er läuft und schaut, kann aber nicht seine Augen beherrschen, sie scheinen sich verselbständigt zu haben, bewe-

gen sich, ohne dass er Richtung und Fokus bestimmen könnte. Sie bewegen sich hierhin und dorthin, zwingen ihn zurückzuschauen. Er schaut wider seinen eigenen Willen, der Blick richtet sich jetzt allerdings nicht mehr auf die Haufen, auch nicht auf die Hunde, sondern auf die Schatten, die hinter dem Röhricht zu lauern scheinen, in den Biegungen des Weges, in den Wellentälern der Dünen. Das Spiel von Schatten und Gegenlicht verwirrt ihn bei jedem Schritt, erzeugt Formen, in denen er Menschen erahnt. Er glaubt sich überwacht. Von den Dünen aus, vom Weg aus, von dem Schilf hinter der Lagune aus, sogar an den Hängen der fernen Berge vermutet er Personen, die diese Szene beobachten. Er hat den Verdacht, heute Vormittag, als er an der Staatsstraße entlangging, die Aufmerksamkeit der Autofahrer auf sich gelenkt zu haben, auch die der Nutten, die gesehen haben, wie er in den Weg zum Sumpfgelände abbog, die der Kinder, die vor den Hütten spielten, an denen er am Ende des Boulevards von La Marina vorbeigegangen ist, und in eben dem Augenblick, als er sich am liebsten aus der Erinnerung all dieser Menschen löschen würde, fällt ihm ein, dass er in seiner Hast die zwischen den Steinen befestigte Angelrute, das Netz im Wasser und den Korb am Ufer vergessen hat. Er kann seine Sachen nicht dort liegen lassen, für einen Ermittler wäre es ein Leichtes, Angelrute und Netz zu identifizieren; besonders die Angelrute, auf der wahrscheinlich noch das Etikett des Sportgeschäfts klebt, in dem er sie vor sieben, acht Monaten gekauft hat, damals, als er mit Esteban zu angeln begann, also rennt er durch das Röhricht wieder zurück zu dem Ort, den er gerade verlassen hat (jetzt hat er wirklich Angst, er zittert am ganzen Leib), das Schilf mit seinen scharfen Rändern peitscht ihm ins Gesicht, an die Wangen und Lider, verletzt ihn. Schiebt er es beiseite, spürt er die scharfen Blattränder in den Handflächen. Sobald er die Angelrute geholt hat, muss er wieder auf die Landstraße, denkt er, an die Stelle, wo er sich mit seinem Freund verabredet hat; andererseits wäre es eine Dummheit, dort am Ende des Weges neben dem Straßengraben zu sitzen und wie üblich zu

warten, damit würde er für Indizien sorgen, die gegen ihn sprechen, ja, Indizien, so denkt er bereits, als nähme er einen Teil der Schuld auf sich. Er entscheidet, dass er dort nicht warten kann, er kann aber auch nicht verschwinden, nicht dass der Freund ihn am Ende auf dem Sumpfweg sucht und später dann das Auto wiedererkannt wird, wenn die Ermittlungen aufgenommen werden, was zweifellos geschehen wird (nein doch, in diesen versteckten Winkel kommt niemand, sagt er sich), wobei man dann den fünfzehn Jahre alten Ford Mondeo identifizieren würde: Er fällt einfach auf in seinem jämmerlichen Zustand, mit den zerbeulten Türen und dem angefressenen Lack und der mit einem Draht befestigten hinteren Stoßstange. Außerdem ist da ja noch das ausgebrannte Fahrzeug, das am Dünenhang ziemlich leicht zu sehen ist, und irgendjemand wird die Verschwundenen melden, man wird nach ihnen fahnden, obwohl, wer weiß, wer diese Leichen sind. Vermutlich Immigranten wie er selbst, Leute, die nur kurz hier waren, Mafiosi, an denen eine alte Rechnung beglichen wurde: Marokkaner, Kolumbianer, Russen, Ukrainer, Rumänen. Vielleicht ein paar Nutten, die von ihren Luden erdrosselt wurden und nach denen keiner fragt.

Er beschließt, auf der Landstraße Richtung La Marina zu laufen, vertraut darauf, dass Raschid ihn vom Auto aus sehen wird. Auch wenn er wollte, könnte er nicht stillstehen. Er geht ein paar Schritte Richtung Misent, dann kehrt er hastig wieder um, schaut unruhig auf die vorbeifahrenden Autos, wartet auf das von Raschid, als wäre das Auto des Freundes eine Zuflucht: Sich hineinsetzen und wegdämmern, die Arme ausgestreckt, die Atmung kontrolliert, den Kopf an die Kopfstütze oder ans kalte Glas des Fensters gelehnt, Entspannung bis zum Verschwinden: Er bedient sich des psychologischen Mechanismus, dank dessen Kinder sich unsichtbar fühlen, wenn sie die Hand vor die Augen halten – wenn du nicht siehst, wirst du auch nicht gesehen. Es sich neben dem Fahrer auf dem Sitz des Mondeo bequem zu machen ist der Beweis dafür, dass er nichts mit dieser verwesenen Hand zu tun hat, mit den stinkenden, halb im

Schlamm versunkenen Bündeln, mit dem Blech des ausgebrannten Autos. Nachdem er sich in Raschids Mondeo bis zum Verschwinden entspannt hat, wird er, ein paar Kilometer weiter, an der Kreuzung mit dem Boulevard von La Marina, die Scheibe runterlassen, sich aus dem Fenster beugen und im scharfen abendlichen Fahrtwind sicher sein, nichts gesehen zu haben. Er wird einer mehr sein von den Tausenden von Menschen, die sich Tag für Tag über die Staatsstraße 332 bewegen, Menschen, die sich eine Zeit lang auf dieser besonders befahrenen Strecke ballen, um sich dann in den Kapillaren zu den kleinen Dörfern zu verlieren oder die Fahrt bis in irgendeinen Winkel Europas fortzusetzen. Kurzfristig denkt er, dass er ja keinem erzählen muss, was er gesehen hat (nicht einmal Raschid, der, sobald er neben ihm sitzt, merken wird, dass ihm etwas widerfahren ist. Warum hast du nicht bei der Abzweigung auf mich gewartet? Du wirkst ja so niedergedrückt, ist irgendwas passiert?), dennoch muss er alles so bald wie möglich jemandem erzählen; bevor er es nicht erzählt hat, wird er sich nicht beruhigen, erst wenn er die Angst teilt, wird er sich von ihr lösen können. Er nähert sich dem Ende des Weges, wird langsamer in seinem Lauf, bis er schließlich in einen normalen Schritt fällt. Er bleibt einen Augenblick stehen und wirft die gefangenen Fische aus dem Korb in den Straßengraben, sie ekeln ihn, er stellt sich vor, wie sie mit gierigen Mäulchen am Aas knabbern. Er könnte speien. Die Lagune, die bei seiner Ankunft wie eine flüssige Stahlschicht wirkte, zeigt jetzt etwas zart Sanftes, den Widerschein von altem Gold. Funkelndes Kupfer an den Wasserrippen, die der Wind aufwirft.





2

BEGEHUNG DER  
SCHAUPLÄTZE



14. Dezember 2010

ICH HABE MEINEN VATER vor den Fernseher gesetzt, vor den Western, der jeden Morgen im Digitalkanal gebracht wird. Der Alte sitzt sprachlos vor dem Getümmel der Pferde, ihrem Wiehern, dem Geschrei der Indianer und den knallenden Schüssen: Ich weiß, er wird sich nicht bewegen, bis ich zurück bin. Nach dem Western kommt ein Film über Terroristen, grimmige Araber geben gutturale Laute von sich, dazu Untertitel, die keiner auf dem Schirm lesen kann; oder auch ein Krimi, in dem die Polizei schwarze oder südamerikanische Drogenhändler verfolgt, unter großem Aufgebot von Autos, die kreischend aus den Kurven schlittern, zusammenstoßen und schließlich von einer Eisenbrücke in die Tiefe stürzen. Der Alte wird weiter die Augen starr auf den Fernseher richten oder sie vielleicht dösend schließen, was aufs Gleiche hinauskommt. Tatsächlich blickt er mit eben dem Interesse auf die Badezimmerwand, wenn ich ihn wasche, oder auf die Zimmerdecke, wenn ich ihn ins Bett lege. Wichtig ist nur, dass er nicht versucht aufzustehen und dabei stürzt. Um das zu verhindern, setze ich ihn in den großen, niedrigen Sessel, in dem sein Körper versinkt und aus dem er, selbst wenn er wollte, nicht hochkäme, es fehlt ihm die Kraft, sich auf die Füße zu stellen; damit er nicht fällt, binde ich außerdem noch ein Laken um seine Brust und die Rückenlehne des Sessels, achte darauf, dass es ihn nicht drückt. Ich vergewissere mich, dass er den Oberkörper vor und zurück bewegen kann. So ist es gut, es drückt doch nicht, oder?, sage ich, um etwas zu sagen, frage, um etwas zu fragen, denn seit Monaten spricht der Alte nicht mehr, und man weiß auch nicht recht, ob er guckt; sehen kann er noch, denn er

schließt die Augen, wenn ich mich mit einem starken Licht nähere oder ihm das Gesicht zu einer Glühbirne hindrehe, und er geht auch mit dem Kopf mit, wenn ich langsam meine Hand vor seinen Augen bewege; hören kann er auch, aber es ist nicht sicher, ob er etwas versteht: Wenn ich ihn anschreie oder hinter ihm ein lautes Geräusch ist, zuckt er zusammen und sein Blick ist angstvoll. Er hat aufgehört zu sprechen, nachdem man ihn operiert und den Tumor aus der Luftröhre entfernt hat. Er kann nicht reden, aber er könnte schreiben, schriftlich seine Wünsche äußern, durch Gesten etwas verständlich machen, aber auch das tut er nicht. Er zeigt nicht das geringste Bedürfnis, sich mitzuteilen. Die Ärzte haben ihn getestet, den Kopf gescannt, und sie sagen, sein Hirn sei nicht beschädigt, sie können sich nicht erklären, was mit ihm los ist. Das Alter. Über neunzig. Er hat sich in eine Gliederpuppe verwandelt. Nicht dass ich an dem interessiert wäre, was er mir erzählen könnte, dabei verbringe ich mehr Zeit damit, ihn zu beobachten, seitdem Liliana nicht mehr kommt und ich die Schreinerei geschlossen habe. Ich betrachte ihn, studiere ihn, mache Lernübungen, die kaum Erfolg versprechen, keinerlei praktischen Nutzen haben. Das Menschenleben ist die größte ökonomische Verschwendung in der Natur: Wenn du gerade mal anfangen könntest, aus all dem, was du gelernt hast, Nutzen zu ziehen, stirbst du. Und jene, die nachkommen, beginnen wieder bei null. Aufs Neue dem Kind das Laufen beibringen, es zur Schule schicken, auf dass es einen Kreis von einem Quadrat unterscheidet, Rot von Gelb, das Feste vom Flüssigen, das Harte vom Weichen. Das hat er mir beigebracht. Das Leben als Verschwendung. Es so hinzunehmen. Er war immer schlau, der Alte, so schlau wie hinterfotzig. Er brachte mir das bei, und ich wiederholte es Liliana gegenüber, womöglich nur aus sentimentaler Verlogenheit heraus. Ich packe meinen Krempel zusammen. Es ist Zeit, den Kiosk abzubauen, sagte ich zu ihr. Sie darauf: Es ist nie zu spät, etwas Neues kennenzulernen. Ich werde euch beiden einmal einen guten Sancocho zubereiten, das ist so wie ein Cocido bei euch, nur dass wir

in den Eintopf Gemüse geben, das ihr kaum verwendet oder nicht einmal kennt, Arakacha, Maiskolben, Yucca, Gemüsebananen, und das Ganze bekommt die Duftnote von frischem Koriander, dieses Kraut, das ich hier so vermisst habe, bis ich es im kolumbianischen Internetcafé und in den muslimischen Läden gefunden habe. Eine Art duftender Petersilie. Wir Lateinamerikaner essen das, und die Marokkaner auch. Ich kauf es fast immer im marokkanischen Gemüseladen, dem neben dem Halal-Metzger, denn der liegt auf meinem Weg. Das Fleisch würde ich dort nie kaufen. Wer weiß schon, wo sie diese Lämmer, diese Ochsen geschlachtet haben. Ich hab im Fernsehen eine Reportage gesehen, da hieß es, in Spanien gebe es massenweise geheime Schlachthöfe, die arbeiten für die Muslime, anscheinend muss man die Tiere mit dem Blick nach Mekka schlachten, das sind so Manien, jedem das Seine. In derselben Sendung wurde gezeigt, wie sie in den Chinarestaurants die Enten aufbewahren, du lieber Himmel, der Kühlschrank stank wohl schlimmer als verfaulter Hund, da stehen einem ja die Haare zu Berge, Sie können sich gar nicht vorstellen, was der Reporter dort gesehen hat. Aber ich sprach ja vom Koriander, den ihr kaum kennt oder verwendet, ihr versteht ja auch nicht wirklich etwas von Früchten: Mangos, Papayas, Corossols, Guaven, Uchovías, Maracujas, Guanabanas, Drachenfrüchte; die Auyamas laufen bei euch unter Kürbis. Jetzt werden diese Früchte hier langsam bekannt, weil sie auch in die Supermärkte kommen; soviel ich weiß, habt ihr bisher nur ein knappes Dutzend Früchte gegessen, und die schmecken fad, haben kaum Aroma: Äpfel, Bananen und Birnen und wenig mehr; diese Ananas, die aus Costa Rica gebracht werden, schmecken nach nichts und werden nach drei, vier Tagen im Kühlschrank faulig. Nein, nein, lachen Sie nicht, ich hab nämlich recht. Ich bin mir auch ganz sicher: Sie haben in Ihrem Leben noch keine gute Ananas gegessen. Eine reife Ananas, eben erst gepflückt, genau auf dem Punkt, mit ihrem süß duftenden Aroma und ihrem Honigsaft. Jeden Abend ihre Stimme, während ich ihn vor dem Sofatisch zu-

rechtsetze, auf den ich die Wachstuchdecke gelegt habe und später den Teller mit dem Gemüse und das Tellerchen mit dem Omelette stellen werde, wie sie es bis vor ein paar Tagen gemacht hat. In seiner Behinderung bestimmt der Alte immer noch mein Leben, erlegt mir Tätigkeiten auf, prägt meinen Zeitplan, mein Tageslauf ist auf ihn ausgerichtet: Mehr oder weniger erreicht er eben das, was er sein ganzes Leben lang erreicht hat. Früher gelang ihm das, indem er seine Autorität ausspielte; jetzt erreicht er es mit seinem Schweigen und seiner Ungeschicklichkeit. Er ist der Kranke, der sich nicht selber helfen kann, jetzt ist er nicht mehr autoritär, stattdessen fordert er Barmherzigkeit ein; ich, sein Diensthote, weil er mir leidtut. Seitdem ich denken kann, hat er uns alle in den Dienst seiner schwankenden Stimmungen gestellt. Sein Leben dagegen hat immer nur ihm gehört. Er hat sich so verhalten, wie es – der Verfassung gemäß – dem König zukommt: ohne Verantwortung, oder so, wie es manche Künstler pflegen, heute protestiere ich, morgen spreche ich nicht, übermorgen buhle ich um Aufmerksamkeit, und am Tag darauf ertrage ich keinen fremden Blick. Wenn ich es mir jetzt überlege: Ja, er hatte die Mentalität eines Künstlers. Als er jung war, hatte er einer werden wollen. Er las gerne Romane, aber auch Bücher über Geschichte, über Kunst und Politik. Er holte sie sich aus der Stadtbibliothek. Freitagnachmittags wusch er sich, zog ein weißes Hemd und sein Jackett an und ging dann zum Büchertausch in die Bibliothek. Sonntagnachmittags, wenn in der gesamten Nachbarschaft der Lärm von der Fußballübertragung aus den Radios schallte, herrschte bei uns die Stille: Mein Vater las am Fenster, nützte das Nachmittagslicht. Später ließ er die Jalousie runter und schaltete die Stehlampe an, die neben dem damals einzigen Sessel des Hauses stand, und bleibt dort in sein Buch vertieft bis zum Abendessen sitzen, kehrte danach wieder zu seiner Lektüre zurück. Eine Künstlerseele. Als junger Mann wollte er Bildhauer werden – später sollte ich das werden –, aber die Kriegswirren machten seine Hoffnungen zunichte. Meine habe ich ganz alleine erledigt. Der von ihm für mich

erwählte Beruf hat mich nie interessiert. Ich habe es gerade mal ein paar Monate an der Kunsthochschule ausgehalten. Mein Großvater und er haben mehrere der Möbel im Haus geschreinert und in einem Stil gestaltet, der schon damals passé war, denn in der republikanischen Zeit und kurz davor, Ende der Zwanziger und Anfang der Dreißiger, wählten die Leute vage an Art déco erinnernde Designs aus dem Katalog, während die beiden, die in der Politik doch so revolutionär waren, ihre Möbel im Stil der Renaissance fertigten, mit Schnitzereien, wie sie in Dokumentarfilmen über Salamanca an den Fassaden der dortigen Gebäude zu sehen sind: Grottesken, Medaillons, Akanthusblätter. Obsolete Möbel schon am Tag ihrer Entstehung, aber, das kann ihnen keiner absprechen, von großer Kunstfertigkeit. Sie verliehen dem Haus Würde und Gediegenheit zu einer Zeit, in der es kaum genug zu essen gab. Eher eine Sache der Berufsehre als der Verschwendung.

Als der Alte richtig verpackt ist, gehe ich hinunter zum Schuppen im Hof und hole mir das Sarasqueta-Gewehr, den Patronengürtel und Gummistiefel und rufe den Hund in einem Ton, aus dem er entnehmen kann, dass er in den Wagen soll. Ich rufe und halte die Tür des Geländewagens offen, er springt hinein und legt sich auf den Hintersitz, beobachtet aber weiter mit wachen Augen meine Bewegungen. Er ist ein braves Tier, ein guter Jagdhund, vor allem aber ein guter Kamerad, der beste. Er legt sich in meiner Nähe in der Werkstatt nieder und verbringt so die toten Stunden, und wenn ich mich im Wohnzimmer in den Sessel setze, kommt er und drückt seinen Kopf an meinen Schenkel, als wolle er mir sagen, er stehe zur Verfügung, ich könne mich auf ihn verlassen. Ich habe nie erlebt, dass er zu irgendjemandem aggressiv gewesen wäre oder Anstalten gemacht hätte zu beißen. Knurren, das tut er, wenn irgendjemand – meistens die Katze der Nachbarin – seinem Fressnapf nahe kommt. Die Gefräßigkeit scheint sein einziger Fehler zu sein, aber die gehört ja wohl zu einem gesunden Tier. Egal wo ich mich hinstelle oder

setze, er legt sich neben mich auf den Boden und achtet auf meine Bewegungen, bleibt aber ganz ruhig, bewegt nur den Schwanz oder kommt mal, um an meinem Bein vorbeizustreifen, oder er stellt sich auf die Hinterläufe, stützt die Vorderpfoten auf meinen Bauch (Ganz ruhig, oder willst du mich umwerfen?), er schaut mich an und bellt ein paar Mal, das ist seine Art, mit mir zu sprechen, Aufmerksamkeit einzufordern. Genauso bellt er, wenn er sieht, dass ich mich mit jemandem unterhalte oder ins Handy spreche, bei solchen Gelegenheiten wird sein Bellen impertinent. Er ist eifersüchtig. Wenn ich ihn zum Jagen mitnehme, rennt er vor mir her, dreht aber ständig den Kopf zu mir um, damit ja nicht der Kontakt zwischen Mann und Hund abreißt. Manchmal rast er auf einmal los, eine Beweglichkeit, über die ich immer noch staune (welche Harmonie der Glieder beim Lauf, diese wellenförmige Bewegung des Rückens). Hechelnd kommt er zurück, manchmal mit dem Tier im Maul, das ich gerade abgeschossen habe.

Der Hund liegt hinten im Geländewagen, ich drehe den Zündschlüssel, und sofort springt der Motor an, obwohl ich schon seit einigen Tagen nicht gefahren bin. So wie Tom ein guter Hund ist, ist der Toyota ein gutes Fahrzeug. Im Sumpfgelände habe ich unvergessliche Augenblicke mit ihm erlebt, ich habe ihn in klebrige Schlammfelder gesenkt, ich bin mit ihm durch sumpfiges Wasser gefahren, im Treibsand oder, im Winter, am Strand entlang, über den Streifen Sand, auf dem die Wellen heranschäumen. Stets ist er überall ohne Schwierigkeiten wieder rausgekommen, er hat mich nie im Stich gelassen. Das ist ein ganz besonderes Gefühl, wenn ich das Lenkrad greife, es streichle. Ich freue mich an dem Wagen von dem Augenblick an, wenn ich beim Öffnen der Tür das Leder der Sitze rieche, auf die ich meinen Hintern fallen lassen werde. Ich fahre gerne: Ich streiche über das Lenkrad, und mich überkommt Schwermut, ich beginne ihn zu vermissen, ich denke, dass sich die Freude an dieser Berührung bald verflüchtigt haben wird. Das zu wissen lässt eine Welle von Leid in meiner Brust hochsteigen, meine Augen



werden feucht. Das Leben, die reinste Verschwendung, wie mein Vater sagte. Ja, alter Scheißer, ja. Das deine ist inzwischen vielfache Verschwendung, da nimmst du es mit all unseren Leben auf. Bevor ich den Wagen anließ, sah ich im Rückspiegel die aufmerksamen Hundeaugen und dachte mir, es ist ein Jammer, dass die Weisheit, die aus ihnen spricht, mit uns verschwindet, zu den Abfällen in unserem höchsteigenen Mülleimer gehört. Auch das Leben der Haustiere scheint sich nicht ökonomischen Renditeüberlegungen anzupassen. Mit allem, was du weißt, mein Hundchen, mit dem, was du gelernt hast, so behände sich deine Beine auch im Lauf bewegen und so harmonisch sich dein Rücken biegt, die Erfahrung, mit der du witterst und die Beute findest, und die Gewissenhaftigkeit, mit der du sie mir bringst – auch du wirst dich von alledem verabschieden müssen (wirst nicht mehr Teil davon sein). Was will man machen. Ich denke es, und das ist der einzige Moment, da ich, den Zündschlüssel in den Fingern und den Blick starr in den des Hundes versenkt, zaudere und weinen möchte. Dieser Scheißkerl. Der Hund.

Der Mais wird gemahlen, dazu gibt man die roten Bohnen mit einem Lorbeerblatt, erhitzt den Hogo, sie wissen schon, diese süßscharfe Tomatensoße, dann schält man die Bananen und reibt die Yucca. Lilianas Stimme. Sie werden staunen, wie gut das schmeckt. Die Augen des Hundes. Von der Werkstatt aus biege ich in die Landstraße, die am Strand von La Marina entlangführt, ich fahre an den Apartmentblocks und an dem Grün vorbei, das sich hinter den Gartenmauern ausbreitet, Palmen, Bougainvilleen, Jasmin, Thujen – der ganze Katalog der Gärtnereien unserer Gegend –, bis zu der Kreuzung mit der Staatsstraße 332. Beide Straßen treffen in einer Landschaft aufeinander, die nach schäbigem Vorort aussieht: verlassenere Gemüsegärten, Unkraut und Schutt, auf dem nach den Regenfällen im Herbst Gras gewachsen ist, der charakteristische Dekor jener Zonen, die während des gerade vergangenen Immobilienbooms kurz davor waren, als Bauland ausgewiesen zu werden, und

jetzt in so etwas wie einem juristischen Limbus verharren, scheinbar Niemandland, auf dem inzwischen mehrere Hütten stehen, wahrscheinlich von Leuten aus Osteuropa errichtet, oder von Marokkanern, die als Hilfsarbeiter in der Landwirtschaft arbeiten und in der Gegend herummarodieren auf der Suche nach Alteisen, gebrauchten Haushaltsgeräten, alten Möbeln, Kupfer – was immer sie abschleppen oder klauen können: Sie lassen alles mitgehen, reißen Rohre heraus, Bewässerungsmotoren, Kabel; sie kapern Traktoren, tonnenweise Obst und lassen sogar ganze Obsthaine verschwinden. Kein Einzelfall: Ein Landwirt kommt zu seiner Plantage und entdeckt, dass seine Orangenbäume allesamt abgesägt wurden, um sie als Brennholz zu verkaufen. Ganz in der Nähe der Hüttensiedlung gehen zwei Schrotthändler ihrer Arbeit nach und häufen Altmetall auf; das Gelände ist übersät mit versehrten Autokarosserien, Kühlschränken, Waschmaschinen und alten Klimaanlage. Und das alles ein paar hundert Meter entfernt von Neubausiedlungen, die auf den großen Schildern an der Landstraße als luxuriös gepriesen werden. Den Leuten scheint das egal zu sein; solange man ihnen nicht den Müll über die Gartenmauer wirft und der faulige Geruch nicht ihre Terrasse erreicht, kann die übrige Welt im Dreck versinken.

Dort, wo die beiden Landstraßen sich vereinen, säumen etwa zwei Dutzend Nutten den Straßengraben und lassen sich von der Wintersonne belecken. Sie sitzen auf Plastikstühlen vor dem Röhricht oder spazieren auf dem Seitenstreifen hin und her: Sie lackieren sich die Nägel, schauen in das Spiegelchen der Puderdose, rauchen, spielen Patience auf wackeligen Plastiktischchen, zeigen in ihren Tangas Schenkel und Schinken und lassen die Titten aus den aufgeknöpften Jäckchen schauen, obwohl die Strahlen der Dezember Sonne nicht gegen die Feuchtigkeit des Geländes ankommen – ein Schlammfeld zwischen Strand und Sumpf – und auch nicht die Kälte mildern, die mit dem heutigen Mistral die Krallen zeigt. Die Frauen, die sich nicht hingeworfen haben, spazieren nervös hin und her, gerade einmal ein paar Meter in jede Richtung, als befänden sie

sich nicht an der Landstraße, sondern in einer Zelle (die eine oder andere hat diese kreislauffördernde Übung wohl auch im Gefängnis gelernt). Sie gestikulieren, machen die Beine breit oder bücken sich, um die Hinterbacken in Richtung Fahrbahn auszustellen, aufgeschreckt durch den Lärm eines LKW-Motors oder das Hupen, das ihnen ein Fahrer widmet. Sie ziehen sich das Kleid bis über die Brüste hoch, zeigen den nackten Körper den Lastwagenfahrern, den einsamen Insassen der Kleintransporter, auf deren Türen die Logos der Botendienste, der Schlossereien, Glasereien oder Hauslieferanten stehen; Schenkel und Brüste wie weißer oder gelblicher Marmor, daneben rosige Leiber oder Fleisch in der Farbe von Milchkaffee, schwarzem Kaffee oder, wie man früher sagte, von Ebenholz leuchten unter dem gebrochenen Licht des Morgens: ein Musterbuch aller Rassen (auch wenn nur selten eine Asiatin dabei ist – eine kleine Chinesin, Thailänderin oder Kambodschanerin –, aber es gibt sie schon, natürlich), am üppigsten vertreten allerdings die Frauen aus Osteuropa, Weibsbilder mit weißem, bläulich schimmernden Fleisch, das Licht auszustrahlen statt zu schlucken scheint. Es gibt reichlich Frauen aus Afrika, und auch an Lateinamerikanerinnen mangelt es nicht, obwohl letztens weniger Brasilianerinnen zu sehen sind, dabei waren sie die Ersten, die sich an der Landstraße aufgestellt hatten. Sieht ja so aus, als ob es dem Schwellenland jetzt besser geht, die Mädels werden, so Gott will, ihr Geschäft in Rio oder São Paulo aufgemacht haben, ein eigener Frisiersalon, eine Boutique für Kleider oder Schuhe. Und dann kündigt sich mit der Olympiade in Brasilien ja auch ein sattes Geschäft an. Ich fahre an den Frauen vorbei, schau kaum nach ihnen. Die eine oder andere kenne ich, habe sie schon mal am selben Ort gesehen. Eine Ukrainerin, die ich vor Monaten gefickt habe, blickt auf den Geländewagen, als ich vorbeifahre, sie hat mich zweifellos erkannt, aber heute sehe ich nicht weiter hin. Ein Blick aus dem Augenwinkel und weiter. Ich suche keinen Sex. Ich suche nach einem Drehort, einer Bühne. Oder, besser gesagt, ich werde jene Bühne begutachten, die

ich schon ausgewählt habe, ich mache eine Tatortbegehung, wie es in den Polizeinachrichten heißt, die Beamten inspizieren den Ort, wo ein Verbrechen begangen wurde. Ich gehe zu dem Ort zurück, an den ich meine erste Erinnerung habe, den mir mein Onkel gezeigt hat und nach dem sich mein Vater offensichtlich immer sehnt hat, wohin er sich einst verziehen wollte, was ihm nicht gelang: eine zweite Chance, der Briefträger, Papa, auch diesmal hat er mindestens ein paar Mal geläutet. Hast du den Film nicht gesehen? Schmutzig, wie alles in dieser Welt. Ich entsinne mich, die Protagonisten vögeln eingemehlt auf dem Küchentisch. Das Leben selbst. Das Thema des Films ist der Egoismus jener, die für Geld und Lust verraten und töten, ewig die gleiche Geschichte, langweilig. Das Leben ist schmutzig, Lust und Schmerz schwitzen, scheißen, stinken. Das hat der Alte in unvergleichlichen Schulen gelernt, im Krieg (ein Krieg unter Nachbarn, wohlgemerkt), auf den Polizeistationen, im Gefängnis. Was man an solchen Orten unter derartigen Umständen eben zu sehen und zu riechen bekommt. Hör schon auf. Wie auch immer, wenn mir etwas unter die Flinte kommt (und das ist im Sumpf immer der Fall), werde ich meine Treffsicherheit prüfen. Niedere Jagd, klar. Deshalb habe ich die Sarasqueta mitgenommen. Sie hat ihren Platz bei dieser Probe verdient. Sie ist ein Schlüsselgegenstand, spielt eine entscheidende Rolle bei dem Ausgang des Stücks. Wenn ich von Jagd spreche, denke ich an größere Vögel. Nicht an Bordsteinschwalben, die gehören nicht ins heutige Tagesprogramm. Du fickst wir rammeln ich lecke ohne Gummi, von hinten für dreißig Euro, von vorne für zwanzig. Auch auf diesem Gebiet gibt es nicht viel Neues, seitdem der Mann Mann ist. Der Mann, ein Zweifüßler, der Fotzen kauft. Keine schlechte Definition. In Drachmen Sesterzen Dublonen Pfund Mark Dollar Rubel. In Euro. Fotzenkäufer, Arschmieter, doch ich will keine zusätzliche Verwirrung stiften durch das Vermischen der Expeditionen; es scheint mir angemessen, mir an einem Tag wie heute eine gewisse Ordnung aufzuerlegen. Am Vorabend der liturgischen Feiern ist Einkehr geboten:

der Schmerz der Sünden, Beichte und Buße. Das Ziel, die Besserung, kann man in diesem Fall vernachlässigen. Keine Zeit, rückfällig zu werden. Vor der Weihnacht kommt der Advent; vor Ostern die lange Fastenzeit. Gestrenge Tage der Kontemplation und Abstinenz als Vorbereitung auf das Fest. Lasst uns beginnen. Vertreiben wir die Begierden, weg mit den Stimmen und den Mündern, die sie uns einflüstern, Tür und Tor, durch die sich die Glut des Begehrens nährt: die samtige Stimme, die Verführung des Klangs, die Weichheit der Lippen, das Gift des Singsangs: die Maispastetchen mit Ei, die frittierten Bananentaler, die mit Erdnusspaste und Hühnerfleisch gefüllten Teigtaschen, der Reis mit Bohnen und Schweinefleisch, den wir im Caucaal zubereiten. Sie wissen ja gar nicht, Don Esteban, was für eine gute Küche wir haben. Ihr Spanier glaubt immer, dass wir Kolumbianer etwas wild und ungeschliffen sind. Da hast du recht, Liliana, ihr habt keinen guten Ruf bei den Provinzlern von Olba, aber die schreckt auch alles, was sie nicht selbst haben entstehen sehen und auch vergehen sehen wollen. Hinzu kommt, was Zeitungen, Radio und Fernsehen bringen – nicht gerade hilfreich für eine positive Meinungsbildung: die Guerilla, die FARC, paramilitärische Trupps und Drogenklans, das Kartell von Cali und das von Medellín, die Waffenschieber, der Handel mit diesem und jenem, das Rauschgift, das in einer Fracht Ananas verschoben wird, in Konservendosen, in Holzbalken, Koks, der Kinderkleidchen und Ballettschuhe verseucht. Ja, da haben Sie recht, Don Esteban, aber wir Kolumbianer sind nicht alle so, wir sind nicht alle Guerilleros oder Drogenhändler. Gibt es etwa keine Diebe, Mörder, Dealer und Terroristen unter den Spaniern? Schießen sich hierzulande etwa nicht die Leute nieder, und gibt es nicht auch hier Kokainlabors? Und was den Terrorismus betrifft: Wie viele Menschen sind bei den Attentaten in Madrid gestorben, das muss man auch mal sehen, das Böse ist überall, und so wird es auch mit dem Guten sein, aber das findet man nicht so leicht, besonders wir Frauen tun uns da schwer, ihr Männer habt immerhin eure Freun-

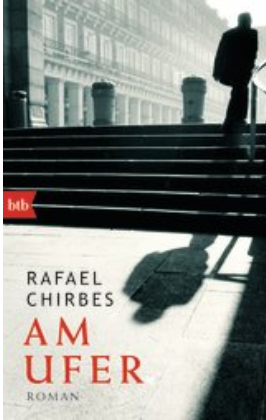
de, unsere Freundinnen sind eher Rivalinnen. Aber klar gibt es auch hier schlechte Menschen, Liliana. Da ist ihre Stimme und dieser Streifen Fleisch, der zwischen Jeans und Bluse hervorlugt, ganz unpassend in Fastenzeiten: Es ist, als bewege sie sich gerade mal einen Meter vor mir, sie spiegelt sich in der Windschutzscheibe, die Farbe der Haut, die Tönung, so weich bei der Berührung, die Haut drängt sich zwischen meine Hand und das Lenkrad. Warm, zart, von trügerischer Süße. Aber ich muss die Bühne für die Aufführung vorbereiten, sage ich mir. Es ist weder der Tag noch der Ort für solche Gedanken. Manchmal, wenn ich bei einem Jagd- oder Angelausflug ins Sumpfgelände ein Mädchen als Begleitung bezahlt hatte, spürte ich in mir die Erregung, die sich aus der geteilten Intimität im Schweigen des Schilfs speiste; und die Begierde ging mit mir durch, wenn ich wahrnahm, wie die Furcht der Frau wuchs, je weiter wir auf kaum erkennbaren Wegen vorstießen (Wo bringst du mich hin, fragen sie dann mit einem gewissen Beben in der Stimme, während ich mich frage, warum dem Sex die Angst immer eine zusätzliche Würze zu verleihen scheint, du beginnst das Ritual als Suche nach dem Licht und endest im Labyrinth der Finsternis, du suchst den Marmor des Fleisches und verkommst im Schlamm der Ausscheidungen), erregend der Verkehr der Geschlechter im verwobenen Pflanzengemach: befriedigend, zweifellos, Lust und Angst vermischt, eine höchst taugliche Kombination. Aber nach dem Akt fühlte ich mich dort schmutziger und schuldbeladener, als wenn ich ihn irgendwo anders vollzogen hatte. Mit irgendwo anders meine ich das Zimmerchen mit den verhängten Fenstern und dem matten Licht, das manchmal rötlich, manchmal rosa oder auch von einem diffusen Blau ist; der Hintersitz im Auto, nächtlich, gespensterhaft, die Beine beben neben der offenen Autotür. Ficks, die diese dem Menschentier offenbar eingeborene postkoitale Traurigkeit verschärfen. Wenn ich es hier trieb, im Sumpf, ging es mir um ein Gefühl von Freiheit, dennoch kam es mir danach so vor, als hätte nicht nur ich mich beschmutzt, ein Gefühl, das sich gewöhnlich nach

meinen Geschlechtskontakten in diesen Zimmern mit dem spärlichen Licht einstellt (wieder daheim, mildere ich es mit einer kräftigen Dusche, mit Seife und hartem Schwamm, und zum Abschluss noch ein großzügiger Sprühregen von Duftwasser); es kam mir vielmehr so vor, als sei der Ort selbst beschmutzt worden – nur mit einer Frau war das nicht so –, was ziemlich paradox ist, hat der Sumpf für die nahen Ansiedlungen doch stets als verwahrloster Hinterhof fungiert, wo alles erlaubt war und jahrzehntelang Schmutz und Abfall landeten. Erst mit dem Naturschutz und der Ökologie-Mode hat dieser Raum eine symbolische Bedeutung gewonnen, und die Zeitungen sowie das lokale Fernsehen sprechen von der großen grünen Lunge des Gebiets (der andere Blasebalg, die mächtige Lunge, die schnaubt und grollt und zornig wird und uns alle sauber wäscht, ist das Meer), sie bezeichnen den Sumpf als Zufluchtsort autochthoner Arten und als bevorzugten Nistplatz der Zugvögel. Bis vor zehn Jahren etwa hat Bernal, der Teerpappe herstellt, den Produktionsausschuss seiner Fabrik in die tieferen Wasserlöcher geschüttet. Alle Welt wusste es, aber keiner kam auf den Gedanken, ihn anzuzeigen. Ungestraft. Bernal ist eben ganz der Vater, er wirkt nur zivilisierter. Kein Witz. Sein Vater, Eigner mehrerer Fischerboote, ließ in den Vierzigern mindestens eine unbequeme Leiche verschwinden, er lud sie auf ein Fischerboot, band ihr einen Stein ans Bein und kippte sie über Bord in das riesige, barmherzige Grab des Kanals von Ibiza, dort wo das Wasser zwischen Festland und Insel am tiefsten ist: Ebenda fischt man die besten Garnelen und den roten Thunfisch, der angeblich vom Aussterben bedroht ist. Eine Leiche: organisches Material, jede Menge Nährstoffe. Das Meer säubert alles. Das Meer wäscht alles, spuckt es wieder aus oder verdaut es, reinigt es mit Salz und Jod – Nutzung und Wiederverwertung. Es gilt als gesund, ganz anders als der Sumpf, der von den Anwohnern schon immer scheel angesehen wurde als Ort der Keime und Ansteckungen, stehendes Gewässer, dem zu misstrauen ist, das, erwärmt von der Frühlingshitze, verdirbt und sich bis zu den Regenfällen im

Herbst nicht erneuert. Das Meer reinigt, bringt frischen Sauerstoff, der Sumpf zersetzt. Wie der Krieg, das Kommissariat und das Gefängnis. Nicht wahr, Vater? Verwesung und Gestank. Die Sümpfe sind nicht gut weggekommen: Fieber, Malaria, Dreck. Die Römer haben Gebiete wie diese aus wirtschaftlichen und gesundheitlichen Gründen trockengelegt, ich hab es in den Reportagen gesehen: um Rom herum war nichts als Sumpf, voller Krankheitskeime, wie unser Sumpf, der Marjal, Perlen aus dem Sumpfcollier des Mittelmeers, ein feuchter Streifen, der, immer wieder unterbrochen, die Küsten säumt, die Bauern haben noch bis vor Kurzem die Lagunen der Zone entwässert und aufgeschüttet – der Hunger nach bestellbarem Boden. Blasco Ibáñez hat über diese Art der Landgewinnung zur agrarwirtschaftlichen Nutzung geschrieben; heute meint man, sie sei für die Umwelt extrem schädlich gewesen. Dank ihrer haben aber so viele Menschen in diesem Gebiet leben können. Wer nicht den Roman gelesen hat, kennt bestimmt die Fernsehserie. Ich hab das Buch gelesen: Irgendwo zu Hause liegt noch das Exemplar, das mein Großvater vor dem Bürgerkrieg gekauft hatte (etwa ein halbes Dutzend Bücher hat in einer der Kisten, die meine Großmutter vergraben hatte, den Krieg überlebt; ich glaube nicht, dass es sehr viel mehr Bücher im Haus gegeben hatte), und ich habe auch die Serie vor ein paar Jahren gesehen. Die Meeresküste ist kein gastlicher Ort gewesen, und sie war, sieht man von einigen Vorgebirgen ab, auch unbewohnt, bis man vor einigen Jahrzehnten, egal wo, zu bauen begann. Man muss gar nicht weiter als Misent gucken, da gibt es Neubausiedlungen am Strand, die heißen La Laguna, Las Balsas (die Tümpel), Saladar (Salzteich) oder El Marjal, und dann beklagen sich die Bewohner, dass ihnen bei den herbstlichen Wolkenbrüchen Jahr für Jahr die Häuser volllaufen. Wie kann man aber auch einen Bungalow an einem Ort solchen Namens kaufen. Die Namen der Orte bewahren die Erinnerung an das, was diese einmal waren. Schlammfelder, Tümpel, Sümpfe, Lachen zur Salzgewinnung. Mein Vater hatte für Leute, die sich Ferienhäuser und Apartments



in jenen, dem Sumpf abgerungenen Gebieten kauften, nur Verachtung übrig. Eigentlich hat er alle verachtet, die, vom Ruf des Meeres angelockt, in unsere Gegend gekommen sind. Strolche. Abenteuerer. Spekulanten. Die Küste ist ein Ort des Verderbens, pflegte er zu sagen. Das Meer spült den Abfall an und zieht den Abschaum her. Das war schon immer so: Scharlatane, Hütchenspieler, Schlägertypen. Obwohl, heutzutage, wo das Menschentier das am wenigsten geschützte Wesen der Schöpfung ist, würden die Ökologen wahrscheinlich die Taten von Bernal junior noch viel unverzeihlicher finden als die des Seniors, da die größte Sünde schon immer die Zerstörung des Ewigen gewesen ist (Sünden wider den Heiligen Geist werden nicht vergeben), und das Ewige ist in unserer materialistischen Gesellschaft nicht mehr Gott, weshalb dem menschlichen Körper auch nicht der Respekt gezollt wird, der ihm sicher war, solange er noch als Tempel des Heiligen Geistes galt. Jetzt ist die Natur das große Sanktuarium des Göttlichen: Wasser und Schlamm mit Teer, Dachpappe, Glasfiber und krebserregendem Asbest zu kontaminieren – was Bernal junior getan hat – erscheint uns weit verwerflicher als die Morde, die Bernal senior zu verantworten hat. Wirft man eine Leiche ins Meer, tut man der Umwelt einen Gefallen, Nahrhaftes, an dem die Fische mit ihren kalten Mäulchen knabbern. Für die Absolution der Pistolenhelden, die aus Straßengräben Gräber machten und die Friedhofsmauern mit Kugeln durchsiebten und die Fische auf offener See fütterten, hat die Transición gesorgt, es waren wohl lässliche Sünden, dagegen die Sünden wider die Umwelt, sie verjähren nicht, da ist kein Richter, der die Sünder freisprechen könnte. Machen wir uns nichts vor, ein Mensch ist nicht groß was wert. Es gibt sogar so viele davon, dass die Regierungen nicht wissen, was sie mit ihnen machen sollen. Sechs Milliarden Menschen auf dem Planeten und nur sechs- oder siebentausend bengalische Tiger, wer also ist mehr auf Schutz angewiesen? Entscheide, wem mehr Fürsorge gebührt. Ja, du hast die Wahl. Ein Schwarzer, ein Chinese, ein Schotte, die sterben, oder ein



Rafael Chirbes

**Am Ufer**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-74910-2

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2015

Esteban hatte sich als junger Mann ein anderes Leben erträumt, ist aber in der Familienschreinerei hängengeblieben. Anders als sein sozialistisch strenger Vater will er wie alle anderen auch sein Stückchen vom großen Immobilienkuchen. Und als sein Vater alt und nicht mehr handlungsfähig ist, investiert er das im Familienbetrieb erarbeitete Geld in eine Baufirma. Doch die Firma geht pleite und mit ihr die Schreinerei. Insolvenz, die Mitarbeiter stehen auf der Straße, selbst die kolumbianische Pflegerin des alten Vaters kann nicht mehr bezahlt werden. Doch Esteban ist auch mit siebzig noch ein vitaler Mann. Und er ist Realist. Eine Perspektive für die Zukunft sieht er nicht – und zieht die Konsequenzen.

 [Der Titel im Katalog](#)